

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 14. Juni 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 44

Die Kindesseele.

R. Wallner - Ballazza.

Des Kindes fromme Seele
Ist fein wie Blütenstaub,
Ist wie der Glanz des Falsters,
Ist gart wie junges Laub.

Sie tönt wie gold'ne Saiten,
Die sanft ein Hauch berührt,
Sie sprudelt wie ein Bächlein,
Das Dich durch Blumen führt.

Sie strahlt wie helle Spiegel
So klar und sternenrein,
Voll Liebe und voll Unschuld
Und mild wie Sonnenschein.

Sie ging als reinste Blüte
Hervor aus Gottes Hand,
Sie ist ihr schönstes Kunstwerk
Und ihm daher verwandt.

O hüte drum die Reine,
Nicht nimmer raub sie an —
Für immer wohl gelant!
Für immer wohl gelant!

Du führst sie von der Höhe
In Dunkelheit und Nacht —
Dum demt', was einst der Heiland,
Der Kinderfreund gesagt:

„Wer eins von jenen Kleinen
Um meinetwillen trübt —
Dem wäre wahrlich besser,
Dass man ins Meer ihn sentt.“

Cora Vogt's Schicksal.

Eine seltsame Geschichte von A. Hottner-Grefe.

Cora Vogt war meine Kindheits-
genossin und verstand es meisterhaft,
jeweils ihre Brüder als auch mich, den
ersten Freund, zu beherrschen. Sie war
uns allen eine Ergänzung, der treueste
Kamerad, den wir uns wünschen
konnten, eine stete Helferin in der
Not. Da ihre Mutter früh starb und
ihre Vater, ein pensionierter General,
genug zu tun hatte, um seine zwei
Söhne zu erhalten, welche studierten,
ergriff sie, wie so viele, den Beruf
einer Lehrerin, den sie dann sehr gerne
ausübte. Ich kam nach wie vor oft
ins Haus, ließ mich von ihr tüchtig
auszantzen, tanzte mit ihr auf allen
Bällen, lief mit ihr Schlittschuh und
brachte ihr jedes interessante Buch,
dessen ich habhaft werden konnte. Denn
sie war sehr geschickt und alles in al-
lem ein ganzer, tüchtiger, guter
Mensch. Sie gefiel auch überall, wo
sie kam. Aber zur großen Liebe
schien sie nicht zu taugen, denn wir wa-
ren allmählich sechsundzwanzig Jahre
geworden — sie und ich — und Cora
Vogt behauptete nun seelenruhig, sie
sei zur alten Jungfer und Familien-
tante geboren. Mit Problemen,
welche dunkle Seelengebiete streiften,
besaß sie sich nie. Kürzlich aber
brachten ihr Bruder Fritz und ich viel
von einem neuen Buch erzählt, welches
uns junge Mediziner sehr interessierte.
Es behandelte allerlei seltsame, hypnotische
Veruche. Doktor Hell, der Hausarzt,
hatte gemeint, daß bestimmt ein gut
Teil Wahrheit — freilich eine noch
ziemlich unaufgeklärte Wahrheit —
in allen den merkwürdigen Gescheh-
nissen stecke, von denen das Buch er-
zählte.

Während Cora Vogt bestig dage-
gen erwiderte, hatte jemand leise ge-
klopft und die Tür geöffnet. Auf der
Schwelle stand ein schlanker, großer
Mann, viel älter als wir alle. Sein
schwarzes Gesicht hob sich scharf ab
gegen den dunklen Hinter-
grund.

„Guten Abend!“ sagte der Eintre-
tende. „Ich glaube, man hat mich
nicht gehört.“

Mein Freund Fritz sprang auf.

„D. Johannsen! Das ist nett, daß
Sie nun doch einmal kommen! Cora,
erlaube, daß ich Dir unseren Sekun-
dararzt vom Spital, Doktor Max
Johannsen, vorstelle.“

Sie standen sich gegenüber, die bei-
den hohen, schönen Gestalten. Das
Mädchen neigte freundlich den Kopf
und reichte Herrn Doktor Johannsen
die Hand. Und dann sahen sie sich
einen Moment wie scharf prüfend in
die Augen. Es war bloß eine flüch-
tige Sekunde. Aber ich, der knapp
daneben stand, hatte ein sonderbares
Gefühl: War das nicht ein Funke ge-
wesen, der aus diesen beiden Augen-
paaren leuchtete und sich vereinte?
War das vielleicht die berühmte
„Liebe auf den ersten Blick“, über die
wir so oft gepöbelt hatten?

Aber da sagte schon Doktor Jo-
hannsen mit einer sehr weichen, schö-
nen Stimme:

„Ja, Fritz, übernehmen darfst Du

mit das nicht, daß ich nicht schon frü-
her kam. Du weißt doch, ich bin in
jeder freien Minute bei meiner tran-
ken Frau. Ich bin nämlich schon seit
zehn Jahren verheiratet“, fügte er
wie zur Erklärung für uns Andere
hinzu. — „Im ersten Jahre unserer
Ehe hatten wir ein Kindchen, welches
tot zur Welt kam. Seitdem ist meine
Frau immer krank. Gelähmt.“

Es lag für uns, die Jüngeren,
Sorglosen, etwas wie eine ungeheuer
Tragik in seinen Worten. Aber er
selbst glitt schnell darüber hinweg.

„Worüber haben Sie sich denn ge-
rade so stark ereifert, als ich kam,
Fräulein Vogt?“ fragte er.

Cora erzählte, und er horchte ihr
mit einem sehr interessierten Ausdruck
zu.

„Es ist ein noch sehr dunkles Ge-
biet“, sagte er dann. „Aber ich hatte
Gelegenheit, schon manchesmal recht
seltsame Sachen mitzuerleben. Und
eines steht für mich außer jedem Zwei-
fel: manche Persönlichkeiten übt gerade
auf eine andere, bestimmte Persönlich-
keit einen ungeheuren und bestimm-
ten Einfluß aus. An Gedanken-
übertragung glaube ich festhalten zu
können. Auch hiermit einer Begrenzung: Ein
sehr willenskräftiger Mensch hat ge-
wissermaßen die Möglichkeit, durch sein streng
konzentriertes Denken einen anderen
Menschen zu einer Tat, einer be-
stimmten Handlung zu bewegen. Aber
eben nur dieser eine Mensch die-
sen einen Menschen...“

Er berichtete über merkwürdige
Veruche. Da sagte der alte Haus-
arzt plötzlich:

„Probieren Sie es doch einmal,
Doktor Johannsen, und beeinflussen
Sie Fräulein Cora!“

Ich weiß nicht warum, aber ich
sprang hastig auf.

„Ist nicht!“ rief ich erregt.

Aber Cora Vogt war schon aufge-
standen. Ohne ein Wort zu sagen,
schritt sie zu Dr. Johannsen, welcher
sie ruhig ansah. Er ließ seine Blicke
auch nicht von ihr, als sie nun vor
ihm stand. Ganz behutsam nahm er
ihre Hand in die seine.

Fritz hatte das Gesicht zur Hälfte
abgedreht, damit die zwei ihre Ge-
danken besser konzentrieren können“,
wie er sagte.

Dann entstand eine Pause. Man
hörte nichts, als vom Garten her ein
müdes Amselruf und das Tiden
der alten Steuhr. Und dann Dr.
Johannsen's Stimme.

„Sie müssen allen eigenen Willen
aufheben“, sagte er. „Sie müssen
sich ganz mir unterordnen. Ich will,
was Du willst, so müssen Sie den-
ken.“

Cora entgegnete nichts. Aber in
ihre blassen Gesicht trat ein Zug fast
wie Demut. Nie hatte ich sie noch
so schön gesehen, so weiblich hinge-
hend, so ganz losgelöst von ihrer eigen-
en, etwas stolzen, herrischen Natur.
Und wieder überkam mich eine seltsa-
me Angst. Dr. Johannsen's Antlitz
erhielt mir so hart; ein Zug unge-
heurer Sammlung lag darauf...

Und da geschah plötzlich etwas sehr
Seltsames. Cora Vogt schloß, wie
überwältigt von seinem Blick, die Au-
gen, dann sank die hohe Gestalt in
sich zusammen, neigte sich tiefer und
tiefer — und dann lagen sekunden-
lang ihre Lippen auf seiner Hand...

Doktor Johannsen erhob sich. Für
eine Sekunde lag der Ausdruck eines
unausgesprochenen Triumphes auf seinem
Gesicht. Dann fiel es wieder darüber
wie ein Schatten. Und ganz ruhig
sagte er:

„Das Fräulein hat eine sehr starke
Willenskraft, die sich schwer einem
anderen Willen beugt. Ich habe mir
immer nur das eine abgedacht: „Ich
müß, ich müß diesen Willen unter-
werfen!“ Glauben Sie, daß es mir
gelungen ist? Ich habe die bestimmte
Ueberzeugung.“

Aber sowohl Doktor Hill als auch
Fritz und ich hatten von dem Erlebten
einen so merkwürdig beängstigenden
Eindruck empfunden, daß wir froh
waren, als Johannsen bald darauf
wegging. Auch er war wortfroh und
schien in Gedanken. Fritz lud ihn
nicht ein zum Wiederkommen...

Trotzdem traf Cora Vogt häufig
mit ihm zusammen. Es hatte sich er-
geben, daß seine kranke Frau eine
Kinderbekannte von ihr war. Frau
Magda bestand mit dem Genuß in
verwöhnter Leidenschaft auf Cora's Be-
such und hing bald mit einer so fanati-
schen Liebe an ihr, daß sie damit
das Mädchen förmlich quälte. Diese
überzarte, hellblonde Frau besaß eine
Fähigkeit, zu lieben, wie wenige. Aber
bisher hatte sie nur einen Menschen
geliebt: ihren Mann. Und nun liebte
sie zwei. Allmählich gewöhnten wir

alle uns daran, jede Woche einen
Abend bei den Johannsen's zu ver-
bringen.

Die Zeit ging hin. Allmählich ver-
gessen wir beinahe auf jenen ersten
Abend. Nur wenn ich zurückdachte,
wie Cora früher gewesen, so fiel mir
eine sonderbare Aenderung auf. Sie
war verschlossener, ernster, oft trau-
rig. Der eigentümlich weiche, nach-
giebige Zug in ihrem Gesicht blieb
darinnen. Johannsen gegenüber schien
sie fast scheu.

An einem warmen Frühlings-
abend waren wir wieder bei Johanni-
sen. Aber wir warteten vergebens
auf ihn. Er kam nicht. Endlich er-
schien ein Diener vom bakteriologi-
schen Institut, wo Johannsen arbei-
tete, und meldete, der Herr Doktor
könne nicht kommen. Er habe sich an
der Hand verletzt...

Frau Magda bewies mehr Kraft,
als wir alle ihr zugetraut hätten.
Sie hoffte das Beste und steckte uns
fast mit ihrer Zuversicht an. Cora
erbot sich, die Nacht bei ihr zuzu-
bringen, aber selbstamerweise dankte
ihre die Kranke und zog es vor, allein
zu bleiben. So gingen wir alle
heim, bedrückt und sehr still. Doktor
Hill schwenkte zum Spital ab. Ehe
er sich verabschiedete, sagte er noch zu
Cora:

„Legen Sie sich gleich nieder, Sie
sehen sehr schlecht aus. Revolviert das
Herz wieder?“

Wie wußten es alle, daß Cora
dann und wann an einem Herzleiden
litt. Aber jeder Arzt hatte uns der
vollständigen Gefährlichkeit ver-
sichert.

„Er ist vor ein paar Minuten ge-
storben“, rief mir Dr. Hill am näch-
sten Morgen entgegen. „Es ging von
Mitternacht an rapid. Vergiftung.
Man muß noch sagen: Gottlob, daß
das Ende so rasch kam.“

Ich war sprachlos. Er aber ach-
tete kaum auf mich und fuhr aufge-
regt fort:

„Diese Nacht war schrecklich!
Schrecklich sage ich Ihnen! Ich
glaube, daß er ganz gut wußte, daß
sein Ende kam. Aber er sprach nicht
darüber. Er muß nur einen einzi-
gen, furchtbar konzentrierten Ge-
danken gehabt haben, den Gedanken
an irgendeine Person, die er mit
aller Kraft herbeiwünschte. Immer
wieder formten seine Lippen ein
Wort: „Komm! Komm!“ Aber auf
meine Frage, wer kommen sollte,
antwortete er nicht eine Silbe. Im-
mer gepannter wurde sein Gesicht,
immer leidenschaftlicher sein Aus-
druck. Und in allem Schmerz und
aller Qual stets nur dieses einzige
Wort: „Komm!“ Wollen Sie, ich
bin an vielen Totenbetten gestan-
den. Man gewöhnt's! Aber das
war entsetzlich!“

„Und das Ende?“ fragte ich
atemlos.

„Das war leicht. Ganz plötzlich
schrie er auf wie in einer wahnsinnig-
en Glückseligkeit: „Da — da bist
Du!“ Und dann fiel er zurück, einen
verklärten Ausdruck im Gesicht...“

Ich weiß heute nicht mehr, was
mich forttrieb aus dem Spital und
hin zu den Vogt's. Aber ich mußte
hin. Die Wohnungstür stand offen,
fremde Gesichter starrten mich an.
Und dann kam Fritz auf mich zu,
außer sich.

„Weißt Du es schon“, sagte er.
„Weißt du es, daß sie tot ist?“

„Wer?“

Aber da hatte er mich bereits nach
dem Wohnzimmer gezogen. Und da
lag auf dem Divan, das schöne,
ernste Gesicht mit einem glückseligen
Ausdruck der Morgenröte zuge-
wandt, Cora Vogt. Jedes Wort er-
starrte mir im Munde, eine so über-
zeugende Sprache redeten diese
Züge...

Immer wissenschaftlich.
Professor (dessen Kollege beim
Uebergang über einen Steg in den
Bach fiel): „Wie ist denn die Tempe-
ratur, Herr Kollege?“

Schwierig.
Bauer: „I möcht' an Barometer.“
Optiker: „Hier ist einer, kostet 6
Mark.“

Bauer: „Sch' recht, aber wie muß
i' jeht böß mach'n, daß es regnet?“

Kurz und bündig.
Richter: „Sie haben in dem Gas-
haus den Haken mit einem falschen
Geldstück bezahlt!“

Angeklagter: „Wie der Haß, so das
Geld!“

Natürlich!
Als heim er ging, bligte ein Schein-
werfer;

Da sah man die Wirkung vom Wein
schärfer.

Im Pharaonenland.

Das Pharaonenland offenbart auf
Schritt und Tritt Gegensätze, wie
sie schroffer auch die ausschweifende
Phantasie nicht auszumalen ver-
möchte. Unwillkürlich fragt man
sich immer wieder, wie all das
nur möglich sein kann. Anspruchsvolle,
massive Bauten, Paläste von
üppigen Gartenanlagen umgeben.
Bankgebäude mit luxuriösen Ausstat-
tung und dicht daneben elende,
schmutzige Baracken. Die Scheriah
Maghrabi in Kairo ist wohl eine vor-
nehme Straße; aber ein Blick auf die
Menschenmenge, die aufunbieder-
woigt, belehrt uns, daß hier unmittel-
bar neben europäischem Luxus africa-
nisches Elend ungeschickt sich bloßstellt.
Dicht neben elegant gekleideten Frauen
arm geklumpte Araber und Berber,
halbmühsige Knaben und Mädchen, in
mitleidregende Flegel nordöstlich ein-
gehüllt, starrend von Schmutz, das
Haar wirr und kraus oder in Sträh-
nen herunterhängend — ein Anblick
zum Erbarmen. Die einzige Beschäftigung,
zu der sie von ihren un-
glücklichen Eltern angehalten werden,
ist das unaufhörliche Verkaufschreien,
gegen das man sehr bald abgestumpft
wird. Wirft man ihnen jedoch ein ab-
gegriffenes Kupferstück zu, dann dan-
ken sie beglückt, laufen lachend davon,
um das Spiel von neuem zu beginnen.

Hier begreift man, weshalb die
Engländer der verwahrlosten Stra-
ßenjugend des grauenhaften Ostends
von London die Bezeichnung „Arabs“
beigelegt haben. Und selbst diese Lon-
doner Jammergehalten reichen an das
elende Aussehen ihrer Kairoer Schid-
salsgenossen nicht heran. Immerhin
sind die in den vornehmen Straßen
und Quartieren des ägyptischen Paris
herumlungelnden Kinder noch un-
vergleichlich besser daran, als der gleich-
altrige Menschenkind — man ver-
zeihe das bittere überfliegende Wort
— in Alt-Kairo. Hier, in diesem un-
ergründlichen Gassenweb, in diesen
jeder Beschreibung spottenden Höhlen,
in die niemals ein Sonnenstrahl sich
hineinziehen kann, hier kann man es
sinnfälliger miterleben, wie weit es der
Mensch in der Anpassungsfähigkeit an
gewohntes Elend bringen kann.

Bei alledem sind diese so grauenvoll
verwahrlosten Kinder, unter denen sich
gar nicht selten recht schöne, intelligent
dreinschauende Gesichter zeigen, heiter,
harmlos, in jedem Augenblick zu
Scherz und Ausgelassenheit aufgeleat.
Angestrichenes Glid der Jugend, das al-
len Elendes freigeht zu spotten scheint.
Aber in den entseherregenden Laster-
höhlen Alt-Kairo's harret ihrer zumeist
ein Los, das auch nur anzudeuten
die Feder sich sträubt. Man muß bil-
lig darüber erkaunen, daß die engli-
sche Verwaltung, die hier in Ägypten
schon mit manchem Schmutz aufge-
räumt hat, derartigen, die Menschheit
schändenden Grauel nicht schon unter-
drückt hat. Doch hinweg von diesen,
alle Danteschen Höllenbilder weit hin-
ter sich zurücklassenden Vorgängen, an
die man nur mit einem Gefühl, aus
Scham und Eitel gemischt, zurückden-
ken kann.

Alt-Kairo! Ein Wirrwarr von Elend,
von Schmutz, von Lastern, von Ver-
kommenheit — und von gewerblicher
Mühsamkeit, die wiederum in Stau-
nen und in Verwunderung versetzt.
Auch hier, neben den primitivsten
Handwerkstätten, die grobhartigen
Basare, in denen die kostbarsten Er-
zeugnisse orientalischer Webereien, ein-
gelegter Metallarbeiten, Holz- und
Eisenfeinbearbeitungen in sinnverwir-
renden Massen zusammengestapelt
sind. Material ist ja all das un-
denklich und schmierig zusammengetra-
genes Gerümpel in den Verkaufsbouti-
ken, auf den Gassen und in den Win-
teln allerding — und wirklich sieht
man auch hier und da einen fleißig die
buntwechselnden Bilder auf die Lein-
wand hinzubringenden Malersmann —
aber scheußlich, abscheulich bleibt's in
Wirklichkeit doch. Einzig das melan-
cholisch und wie in feierlichem Ernste
oder in gleichgültiger Verachtung sei-
ner ganzen Umgebung dahinschreitende
Kamel verfährt einigermassen unseren
Widerwillen und beruhigt unser
schmerzlich erregtes Gemüt. Und was
sich nicht sonst noch alles hier in diesem
Gassenwebwerk vor aller Augen, in
naiver Freiheit abspielt, das entzieht
sich gleichfalls jeder näheren Andeu-
tung. Wir befinden uns eben im
Orient — trotz aller aneuropäisierten
Lächerlichkeiten, wie Oper, Varietés
und Wiener Cafés.

Der Khebbe Ismail Pascha, der
mitten durch das Ameisengewimmel
seines damals noch gar nicht europä-
isch gefärbten Kairo eine Pracht-
straße, auf seinen Wink hin entsehen

und mit Arkadengängen versehen ließ
— so gewissermaßen eine Rue Rivoli
— hatte sich die Entwicklung seiner
Schöpfung anders vorgestellt. Aber
die Jahrtausende alten Wohnstätten
dieser Menschen waren stärker als der
Wille dieses aufgeliarten Despoten,
und so verfiel denn die unvollstän-
dige Pracht dieser Straße gar bald
und sie verlam in Schmutz und Ver-
wahrlosung wie ihre Umgebung, und
auch die jegliche enalische Verwaltung
hat bisher noch nicht vermocht, eine
gründliche Wendung herbeizuführen.
Genug, daß an jedem Abend die
Straßenabfälle weggespült werden.

Um sich von all den widerwärtigen
Eindrücken zu befreien, gibt es kein
besseres Mittel, als sich dem Rücken ein-
es Grautieres anzubetrachten und
über den großen altägyptischen Markt-
platz hinweg auf die Zitabelle und in
die Gräberstätten hinauszureiten. Hier
die gewaltigen Mauern einer Saraze-
nenberg — oder wer sonst von den ver-
ehrten Herrschaften dieses ägyptische
Zwingiri errichtet haben möchte — die
weltberühmte Alabastermoschee mit
ihrem der Cheopsmoschee entnomme-
nen mattschimmernden Steingewände
und drüben die grandiose Wüsten-
öde, die furchterregende Gräberstätte
so vieler, vieler dahingeschwundener
Geschlechter. Unter der phantastischen
Beleuchtung der untergehenden Sonne
wirkt die ganze, ohnein schon un-
geheuerliche erstarrte Szenerie gera-
dezu beängstigend, den Atem beneh-
mend. Und dennoch bleibt man wie
durch unerklärliche Gewalten gefesselt
stehen und sieht dem unterirdischen
Tagesgestirn entgegen, dessen stumpf-
blutrote Strahlen dem hellgraugelben,
wie wellig bewegten Sandmeere einen
unvergleichlichen Schimmer verleihen.
Sogar der bis ins Mark gegen
diese Sonnenuntergangsalldinglich-
keiten gleichgültig geordnete Felt-
streifen steht wie in die unheimliche Far-
benpracht versunken da und blickt in
die verglimmende Sonnenglut — ohne
dafür ein Ertrabackfisch zu verlangen.

Doch allzulange sich den träumeri-
schen Betrachtungen hier an dieser
Stelle hinzugeben, an der mancher das
Nächtliche erkennen könnte, dazu ist
keine Zeit heute. Denn der Geburtstag
des Propheten wird heute in Kairo
wie in der ganzen weiten mohamedani-
schen Welt durch Volksfeste aller
Art gefeiert, und unser Verberführer,
der übrigens recht gut deutsch spricht,
hat uns durch seine Beschreibung der
Herrlichkeiten, die unserer dort drau-
ßen in Abbagia, einem nach dem jehi-
gen Khebbe Abbas Hilmi benannten
Vororte Kairo's, warten, förmlich den
Mund wässrig gemacht. Leicht ist es
uns gerade nicht geworden, in die Fest-
stadt hineinzu gelangen. Es galt erst,
sich durch eine von feingemahlten
Staubföhrchen erfüllte Atmosphäre
mühsam durchzuarbeiten. Hunderte
und Aberhunderte von Wagen folgten
in mehreren Reihen hintereinander, so
daß die zahlreich aufgebotenen, übri-
gen prachtvoll berittenen Polijisten
Nähe genug hatten, die immer wieder
sich förmlich zusammenknüllenden
Fahrzeuge auseinanderzuwären. Und
das war wieder keine leichte Aufgabe,
denn zwischen die Wagenreihen scho-
ben sich Hunderte von Backfisch hei-
schenden Kindern, von Zudergebäd
und Limonade und Ketten in allen
Farben oder sonstigen Kleintrom mit
unheimlichem Geschrei den Fremden an-
bietenden Verkäufer.

Es erschien ganz vergebliches Be-
mühen, sich durch diesen Menschen-
und Wagenwall in das Innere der
Feststadt hindurchzuzwängen zu können.
Doch unser findiger Kofferlenker hatte
irgendwo eine nur dünn besetzte Stelle
entdeckt, auf die er dann auch rüch-
los hinüberfuhr. Soweit das überhaupt
in dem mollenen Sande möglich war.
Schließlich war auch dies Gemühs
überwunden. Und nun bot sich dem
Eintretenden ein Bild von schimmerndem
Lichte, von glänzendem Rot in den
den ungeheuren Festraum umschlie-
henden Zelten dar, wie man es sich
wirklich nicht vorzustellen vermag.
Man glaubte sich in eine Märchenwelt
versetzt. Eines der sattelroten Zelte im-
mer prächtiger, immer phantastischer
geschmückt, immer herrlicher erleuchtet
als das andere. Licht und Glanz und
Farbe strahlten diese Zelte aus, und es
schien, als ob von ihnen eine feilliche
Lichtfreudigkeit in die Gemüter der
nach vielen Zehntausenden zählenden
Festbesucher sich mitteilte.

Die Menschen waren fröhlich ge-
stimmt, heiter, harmlos, und nirgend-
wo hörte man jenes brüllende Ge-
reiß, jenes ohnergermartenes Gebrüll,
Gepeife, Gejohle, ohne das bei uns
Volksbelustigungen nicht denkbar sind.
Die erhaunliche Genügsamkeit dieser
braunen Naturfinder und des Prophe-

ten klug diesem heißen Klima ange-
paßtes Verbot berauscher Getränke
tragen zusammen das ibrige dazu bei,
daß bei aller Zerlumtheit der einzel-
nen das Ganze eines solchen Volks-
festes einen wohlthuend gesteuerten Ein-
bruch hinterläßt. Und über dieser
Leuchttauberflut schwebte ein milder
Vollmond, der mit seinem matttrü-
bigen Lichte die ganze Szenerie in ein-
nen ganz unbeschreiblich weichen
Glanz einhüllte. Man konnte sich von
dieser Farben- und Lichtstimmung gar
nicht lösen; immer wieder zog es ein-
nen willenlos in diesen magischen
Lichtkreis. Und mit wie verhältnis-
mäßig einfachen Mitteln wurde diese
zauberlich zwingende Wirkung erreicht,
die unser Gemüt geradezu in Fesseln
schlug.

Eine deutsche Rheinmündung.

Der Plan einer Verbindung des
Rheins mit der Nordsee auf deutschem
Gebiet durch einen großen Schiff-
fahrtskanal hat, wie eine Berliner
Korrespondenz schreibt, jetzt greifbare
Gestalt angenommen. Es hat sich ein
Komitee aus beteiligten Körperschaf-
ten und einzelnen Persönlichkeiten ge-
bildet, dem unter anderem die Stadt
Emden, die Handelskammern zu
Köln, Harburg und Altona sowie
Fürst Salm angehören. Dieses Kom-
itee hat die Mittel zur Aufstellung
eines völlig durchgearbeiteten Projek-
tes zur Verfügung gestellt. Das Pro-
jekt ist inzwischen von zwei namhaften
Architekten fertiggestellt worden, und
wird nach erfolgter Drudlegung dem-
nächst den Regierungen, dem Reichs-
tag und den Parlamenten der Bun-
desregierungen sowie allen an der
Frage interessierten Körperschaften
zugehen. Bisher hat die preussische
Regierung zu der ganzen Frage noch
keine Stellung genommen.

Der Kanal soll nach dem Entwurf
bei Wesel vom Rhein abzweigen, in
der Richtung der holländischen Grenze
laufen und westlich Leer in die Ems
einmünden. Die Kosten sind unter
Zugrundelegung ziemlich hoher Grund-
erwerbpreise auf 235 Millionen Mark
veranschlagt. Diese Summe erscheint
an sich zwar ziemlich hoch, sie bleibt
jedoch noch immer hinter den Kosten
des Rhein-Hannover-Kanals zurück,
der mehr als 250 Millionen M. er-
fordern wird. Abgesehen von den
außerordentlichen Vorteilen, die ein
solcher Kanal der deutschen Schifffahrt
und der Stadt Emden bieten würde,
fällt für die Beurteilung des ganzen
Plans seine Bedeutung für die Lan-
deskultur ins Gewicht. Denn der Kan-
nal durchschneidet in seiner ganzen
Länge das Bourtaanger Moor, dessen
Kultivierung durch den Kanalbau er-
möglich wird. Die sich hieraus er-
gebende Beschäftigungsmöglichkeit gro-
ßer, jetzt völlig wertloser Gebiete,
dürfte für die Stellungnahme der
preussischen Regierung dem Projekt
gegenüber nicht ohne Einfluß sein,
nachdem der Entschluß der Regierung
zu einer planmäßigen Kultivierung
der Moore und Weidlandereien durch
die vorjährige Thronrede kundge-
ben ist.

Geographie.

Fällt mir da neulich — es war ein
heißer Nachmittag — irgendwo eine
Zeitung in die Hände. Ich lese auf's
geradewohl:

„Die nächste Stadt von eini-
ger Bedeutung ist Obeffa. Freilich
hat Obeffa, da sie abseits von der
Hauptstraße liegt, mancherlei Nach-
teile...“

„Im, denke ich, Obeffa — von eini-
ger Bedeutung — abseits von der
Straße? und leßt weiter: „Von Obeffa geht die Straße in
einer vollkommen geraden Linie nach
Smyrna und weiterhin ebenso schnur-
gerad nach Dover...“

„Na, denke ich, schnurgerad nach Do-
ver von Obeffa — hat jetzt die Hitze
meine Wahrnehmungsfähigkeit ge-
trübt? — und leßt weiter: „Von hier aus führt die Straße
mitten durch Berlin, eine Stadt, die
seit einiger Zeit ganz nett auf-
strebt...“

„Ganz nett aufstrebt? wiederhole ich
und fasse an die Stirn... aber leßt
weiter: „... aber der Weg von Rom nach
Merito ist ebenfowohl wie von Rom
nach Syrakus; höchstens drei Stun-
den braucht ein gutes Automobil...“

„Ja, zum Teufel, sag' ich, was ist
denn das für eine Zeitung?“

„... Da war es die American
Auto News“, welche die Autowege im
Staate New York beschrieb.

Unter Freunden.

„Was, Kitly, glaubst Du, daß es
noch eine Figur gibt wie meine?“
„Es gibt schon Deine nicht!“